

vermischt, werden die Teilstücke losere Ich-Figurationen bleiben, ohne sich auf das standesamtlich bestätigte Individuum zu begrenzen. Wie Kühlschrankmagnetwörter stelle ich Erinnerungsbegriffe zusammen und schaue mir ihre Bedeutung an. Nicht aus der Sicht des Kindes, sondern aus meiner Sicht heute, des erwachsenen Mannes.

Lange wollte ich dieses Kind verdrängen. Diesen Jungen vergessen, der so unsicher, so ängstlich, aber auch so plietsch und gefallsüchtig und später sogar opportunistisch und gemein war. Vergessen auch das Material, das ich während des ersten Jahres der Pandemie und etwa im gleichen Zeitraum wie die Notizen zur Trauer um meine Eltern aufgeschrieben hatte, Material, das das Ich meiner Kindheit so entblößt.

Es gebe nur zwei Arten von Literatur, schreibt Annie Ernaux in *Erinnerungen eines Mädchens*, die nacherzählende und die suchende. Dieser Text sucht.

Für die Suche gebe ich mir selbst ein paar Regeln mit:

Ich vertraue darauf, dass ich durch das Ordnungsprinzip die richtigen Bruchstücke finde, weil in der Zufälligkeit die Allgegenwärtigkeit liegt.

Ich verliere mich nicht in der Recherche.

Ich nutze die Erinnerung nicht als Anlass, um über Ungerechtigkeiten zu referieren und mich über andere zu erhöhen.

Ich versuche, mich nicht über das Urteilen über mich selbst oder andere zu profilieren.

Ich gehe davon aus, dass Männer zum Abbau patriarchaler Männlichkeit beitragen müssen.

Ich akzeptiere, dass ich nicht die dringendste Stimme des Chores bin.

Ich gehe das Risiko des Erinnerns ein, auch wenn ich nicht weiß, was die schriftliche Fixierung der Vergangenheit bewirkt: Stärkt sie die Macht vergangener Prägung über mich, oder befähigt sie mich, mich von ihr zu befreien?

Ich erinnere mich immer wieder daran: Vom Ich ist nie das letzte Wort gesagt, weil ich heute ein von gestern verschiedenes Wissen habe. (Roland Barthes)

Ich fürchte, ich werde zu keinem Ergebnis kommen, ich bleibe auf der Suche
nach der verlorenen Zeit,
der verborgenen Zeit,
der verbogenen Zeit,
der verbotenen Zeit?

Die allerschönste der aufgebrochenen Steinkugeln war für mich übrigens gar nicht die mit den meisten Kristallen darin. Es war eine kümmerlich kleine Druse, die ich selbst gefunden hatte. Einmal war mein Vater mit mir nach Idar-Oberstein gefahren – der heimlichen Mineralienhauptstadt Deutschlands. Im Umland begaben wir uns, ausgestattet mit Hammer und Meißel, in einen kleinen Steinbruch. Wir hatten Saftpakete dabei und Honigbrote. Ich kraxelte durchs Geröll und fand nach etwa zwei Stunden tatsächlich eine der ersehnten Steinkugeln. Mein Vater zeigte mir, was zu tun war. Wie man den Meißel ansetzt und vorsichtig einen Ring um die Kugel schlägt, bis man sie schließlich spalten kann. Als die Hälften auseinanderbrachen, war da nicht das intensive Funkeln, das ich von den Mineralienmessen kannte, da waren bloß ein paar blinde Kristalle. Doch es war meine eigene Druse, ich hatte sie entdeckt und selbst geöffnet. Mein Vater legte den Arm um mich, und wir saßen noch lange an diesem steinigen Ort, ohne viele Worte zu verlieren.

STEINBRUCH

In meiner Kindheit gab es drei Teiche. Einer lag nierenförmig in unserem Garten, umgeben von Schilf und der Angst meiner Mutter. Ein anderer war hinter dem Kindergartengebäude, auch gut gesichert durch ein ständiges Verbot. Der dritte befand sich auf dem Grundstück der Oma meines Freundes S.

Ich erinnere mich kaum an den Kindergarten; ein großes blasses Haus mit einem Spielplatz davor. Ich weiß nur noch, wie ich einmal auf eines der Gerüste geklettert bin und nicht mehr runterkam. Ich erinnere mich, wie ich an ein Spielhaus heranschlich, um die Mädchen darin zu belauschen. Ihre Geheimnisse waren etwas *Kostbares*. (*Kostbar* – heute begreife ich, dass in dem Wort bereits die Möglichkeit, konsumiert zu werden, anklingt.) Und ich weiß noch, wie ich eine grüne Plastikperle auf dem Fußboden im Aufenthaltsraum mit den vielen Bildern an den Wänden fand, die die gesamte Kindheit über mein wertvollster Besitz blieb. Den wenigen Menschen, denen ich diese Perle zeigte, sagte ich, sie sei ein Smaragd, eben ein leichtes, aber umso wertvolleres Exemplar, und ich glaubte stärker daran, je öfter ich es sagte. Sie befindet sich noch heute in einer kleinen Schatulle mit mich rührenden Andenken: ein gol-

dener Zauberschlüssel aus Plastik mit einem reflektierenden Herz darauf, den mir eine Schulfreundin geschenkt hat, ein Pinguin aus Metall, mit dem meine Mutter – wie zuvor meine Großtante – ihre Zigaretten ausdrückte, sowie ein Mon-Chéri-Papier, das ich nach dem Tod meiner Mutter in ihrer Bademanteltasche fand. (Die Erinnerungen an meinen Vater sind weniger gegenständlich.)

Ich erinnere mich, wie ich eines Tages unfassbare Mengen Grünkohl verschlang, da, im blassen Kindergartenhaus (jetzt – beim Schreiben – glaube ich, dass es gelb war), im Essraum auf den kleinen Holzstühlen, und die Kindergärtnerin, deren Namen ich vergessen, deren fluffige 80er-Jahre-Frisur ich jedoch noch ganz genau vor Augen habe, beugte sich über mich und sagte, es sei genug. Doch da sprang ich bereits vom Stuhl, die Augen weit aufgerissen, und mit einer Hand vor dem Mund rannte ich auf meinen vier Jahre jungen Beinen in den Flur und dann, weil Kinder den Weg zu den Toiletten versperrten, nach draußen, rannte hinter das Haus und kotzte in den Teich. Als die Kindergärtnerin hinzutrat, hatte sich das Erbrochene bereits mit der Entengrütze vermengt. Die aufgeschreckte Frau schüttelte mich und schrie: Du darfst nicht allein zum Teich, das ist gefährlich – wir haben die Aufsichtspflicht.

Ich erinnere mich, wie ich an einem anderen Tag ans Pissoir trat und nicht wusste, was zu tun war. Zuerst stand ich vor den Kabinentüren, die aus heutiger Sicht winzig waren und absurd tief hingen. Doch ich konnte nicht eintreten. Denn ein Junge stand an der Pissrinne. Und wenn ich jetzt in die Kabine trat, dann konnte er nur zwei Dinge über mich denken: entweder, dass ich scheißen musste. Und ich wollte auf gar keinen Fall, dass er das dachte. Oder aber,

dass ich *im Sitzen pinkelte*. Was ich tat, zu Hause gab es gar keine andere Möglichkeit für mich, weil die Toilette zu hoch war, außerdem bestand meine Mutter darauf, dass man das unterließ, im Stehen. Ich wollte nicht, dass der Junge von mir dachte, dass ich mich dafür hinsetzte, denn er stand ja auch. Also stellte ich mich neben ihn, es war das erste Mal in meinem Leben. Ich hatte Angst, dass es nicht klappen könnte, doch es lief ganz gut, stolz pinkelte ich kleine Kreise gegen die Keramik. Ich dachte an meinen Vater, wie er mit seinen Freunden auf einer Vatertags-Radtour lachend in den Straßengraben gepinkelt hatte, und blickte zu dem Jungen. Der schaute jetzt zu mir rüber. Reflexartig zog ich die linke Hand abschirmend vor meinen Penis, sodass der Strahl meine Handinnenfläche traf, zurück auf meine hellblaue Hose spritzte und Flecken in meinem Schritt hinterließ.

Am liebsten wäre ich im Boden versunken.

Aus heutiger Sicht klingt diese Szene komisch. Die Angst vor der potenziellen Erniedrigung wie eine Lappalie. Doch in diesem Augenblick war ich verzweifelt. Hätte mir ein höheres Wesen den schnellen, schmerzlosen Tod angeboten – ich hätte eingeschlagen. Ich wusste: Wenn ich jetzt da rausging zu den anderen, dann ... Dann würde ich für immer der Junge sein, der in die Hose gemacht hatte. Obwohl bis vor wenigen Monaten wahrscheinlich alle hin und wieder noch in die Hose gemacht hatten. Aber jetzt nicht mehr. Also musste bewiesen werden, dass man das nicht mehr tat, und so was funktionierte natürlich am besten, wenn man mit dem Finger auf jemanden zeigen konnte. Noch waren der Junge und ich allein im Waschraum. Doch ich hörte Schritte vor der Tür, stand also kurz davor, entdeckt zu werden. Der Junge schaute mich an

und erkannte meine Panik. Ohne ein Wort zu sagen, öffnete er blitzschnell den Wasserhahn und spritzte mich ein bisschen nass. Ein paar Tropfen auf meinen Pullover und meine Hose, mehr nicht. Und dann leitete er den Strahl des Wasserhahns mit dem Daumen auch auf sich um, machte sich das Gesicht nass, den Pullover, die Hose, sogar im Schritt. Die Tür sprang auf, und drei Kinder sprangen herein. Der Junge rief: Wasserschlacht! Aber nehmt euch vor dem Kleinen in Acht, der ist gefährlich. Das war S. Er hat mich vor dieser Beschämung geschützt, das machte uns zu Freunden.

Heute google ich seinen Namen. Finde ihn auf facebook. Er nennt sich *Hamburger Jung*. Er mag Fußball, den HSV im Besonderen, und postet Fotos von sich mit verschiedenen Autos. Wie er an einem BMW-Cabrio lehnt und lächelt. Wie er einem roten Porsche über die Motorhaube streicht. Ich lehne diese Vorlieben innerlich so vehement ab, dass ich mich fragen muss, welche Bilder da in mir zusammenlaufen. Wir haben keine gemeinsamen Freund:innen. Er wohnt noch immer in derselben Gegend, hat das Territorium unserer Kindheit wahrscheinlich nie länger verlassen. In meiner Vorstellung ist er somit derselbe Mensch geblieben. Ich erkenne ihn, obwohl ich keine klare Erinnerung an sein Gesicht habe. Die Brillenform und etwas, das ich nicht benennen kann, kommen mir vertraut vor, und ich habe plötzlich Sehnsucht nach dem Freund und nach dem Sommer und natürlich vor allem nach meiner eigenen Kindheit. Ich frage mich, ob sein gegenwärtiges Dasein sich aus meinem Gedächtnis ableiten lässt. Passen die Bilder zusammen? Ich überlege, ihn anzuschreiben. Ich würde ihm gern von meinen Erinnerungen an ihn erzählen. Und